



Bild von Götz Eisenberg

*Götz Eisenbergs Durchhalteprosa*

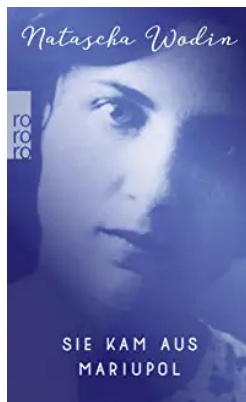
## **Bodentruppen des Weltgeistes**

*„Die Ursache der modernen Aggressivität ist die moderne Existenzunsicherheit. Infolge der modernen Aggressivität wird die Existenz immer unsicherer ... Usw.“*

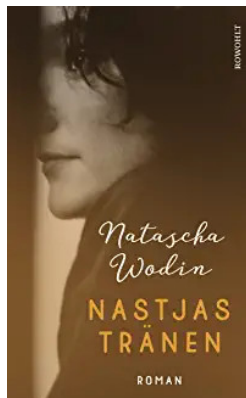
*(Imre Kertész)*

**G**estern Abend las Natascha Wodin in Marburg. Die Veranstalter hatten sie gebeten, nicht aus ihrem aktuellen Buch *Nastjas Tränen* zu lesen, sondern aus dem Buch über ihre Mutter, das *Sie kam aus Mariupol* heißt. Obwohl mir ihr jüngstes Buch ausgesprochen gut gefallen und mich sehr berührt hat, war ich mit dieser Entscheidung sehr einverstanden. Wodins Eltern sind als junge Menschen aus der Ukraine nach Leipzig deportiert worden, wo sie als Zwangsarbeiter für einen Rüstungsbetrieb der Firma Flick arbeiten mussten. Natascha Wodin wusste so gut wie nichts über ihre Eltern und begibt sich nun als erwachsene Frau auf Spurensuche. Sie war zehn Jahre alt, als sich ihre Mutter in der Regnitz ertränkte. Der Vater zog mit den Don Kosaken durch Europa und versuchte damit, die Familie zumindest ökonomisch zu retten.

misch über Wasser zu halten. Der Roman über die Mutter ist zugleich eine literarische Annäherung an das Thema Zwangsarbeit im Faschismus, über das wir immer noch zu wenig wissen.



Rowohlt TB, (8/ 2018),  
368 S. 12 €,  
ISBN: 978-3499290657



Rowohlt (8/2021)  
gebunden, 192 S., 22 €  
ISBN: 978-3498002602

Natascha Wodin erschien ein klein wenig verspätet in dem zu zwei Dritteln gefüllten Saal. Sie entspricht äußerlich so gar nicht dem Bild, das man sich von einer Schriftstellerin macht. Sie wirkt eher wie eine von schwerer Arbeit gezeichnete, melancholische und ein wenig behäbige Bäuerin. Dieser äußere Eindruck verflieg in dem Moment, als sie auf dem Podium Platz nahm und zu lesen und zu erzählen begann. Jetzt kam Leben in sie und ihre Sprache war sensibel und klar zugleich. Sie las im ersten Teil ihrer Lesung von der Spurensuche nach ihren Eltern und nach einer kleinen Pause im zweiten Teil über die Zwangsarbeit, die Tausende sogenannter Ostarbeiter in Nazi-Deutschland zu verrichten hatten. Das Publikum war gebannt und konzentriert. Der Altersdurchschnitt lag, da auch zwei Germanistik-Doktorandinnen anwesend waren, die den Schnitt senkten, bei fünf-undsechzig Jahren. Beschämend und für unsere Zeit bezeichnend, dass in einer Universitätsstadt wie Marburg nicht massenhaft Studierende zu so einer Lesung erscheinen. Als ich vor 35 Jahren Natascha Wodin zum ersten Mal lesen sah und hörte, war das noch deutlich anders. In der auf die Lesung folgenden Diskussion fragte eine der beiden von mir zu Doktorandinnen erklärten jungen Frauen, ob Frau Wodin denn unterdessen mal nach Mariupol gereist sei. „Nein“, antwortete diese, „mit dem Reisen habe ich es nicht so. Ich bewege mich mehr hier drin“, und klopfte mit den Fingerknöcheln gegen ihre Stirn, „da ist manchmal auch eine ganze Menge los.“ Mindestens in diesem Punkt sind wir Geschwister im Geiste, dachte ich erleichtert.

Beim Blättern durch mein Exemplar von *Sie kam aus Mariupol* stieß ich auf eine Anstreichung von mir aus dem Jahr 2017, als das Buch erschienen war und ich es sogleich gelesen habe. Natascha Wodin stöbert in alten Fotoalben und ihr fällt auf: „Offenbar war das Fotolächeln zu jener Zeit noch nicht erfunden, jedenfalls nicht in der Ukraine, auf allen mir bisher bekannten Aufnahmen war mir der Ernst der abgelichteten Personen aufgefallen, auch bei den Kindern, aber ausgerechnet der Bruder meiner Mutter lachte. Aus irgendeinem Grund enttäuschte mich das.“

\*\*\*

**H**eute traf ich an meiner Badestelle einen Biologen, der sich zwei Mal im Jahr im Auftrag einer Naturschutzbehörde einen Eindruck von Flora und Fauna um die Lahn herum verschafft. Er führt stets einen Käscher mit sich, mit dem er in den Teichen nach irgendwelchen Insekten fischt. Er war gerade dabei, die Libellen-Population zu beobachten und zeigte mir ein Libellen-Weibchen bei der Eiablage. Das Wasser der Lahn sei soweit okay, man solle es allerdings nicht schlucken. Eine Kollegin hätte da mal ein Experiment durchgeführt und alle Probanden hätten prompt Durchfall bekommen. An Tagen nach starken Regenfällen wäre es ratsam, nicht zu schwimmen, weil der Regen Düngemittel und Jauche von den Feldern in den Fluss spüle. Über uns in den Bäumen am Ufer hockte ein junger Specht, der seine ersten Flugversuche unternahm. „Ein Grünspecht“, wie er sofort erkannte. Wir redeten beinahe eine Stunde über den Stand der Dinge, den auch er für katastrophal hält. Als ein mit Studenten und Bierdosen voll beladenes Kanu und der dazu gehörigen Bumsmusik vorüberfuhr, sagte ich: „Vielleicht können wir aus dem 100-Milliarden-Sondervermögen Geld für eine Haubitze beantragen, um diese Kanus und Boote versenken zu können.“ Er lachte und sagte, dafür reiche auch eine ordentliche Zwillie. Da sei er dabei. Dann verabschiedeten wir uns. „War ein interessantes Gespräch“, sagte er noch, als er mit seinen hüfthohen Gummistiefeln bereits in den nächsten Tümpel stieg. Ich ging dann schwimmen. Ich lag auf dem Rücken und sah über mir ein Falkenpärchen kreisen. Die schlanke Silhouette der Flügel ist sehr markant und unverwechselbar. Ich machte mir Sorgen wegen der kleinen Entchen, aber die beiden Jäger waren offensichtlich hinter etwas anderem her. Eine Taube gibt einfach auch mehr her, als so ein Entenküken.

\*

*„Es ist in manchen Fällen notwendig und freundlich,  
lieber nichts zu schreiben als nicht zu schreiben.“*

*(Johann Wolfgang von Goethe)*

In der Stadt stürzt sich ein älterer Mann auf mich. Er lese regelmäßig meine Beiträge im Gießener Anzeiger. Meine Beobachtungen seien oft zutreffend, nur mit den Schlussfolgerungen sei er nicht einverstanden. Er hielt mir dann einen längeren Vortrag über die Bibel, wo ja all das bereits beschrieben sei. Die von mir beschriebenen Krisenphänomene seien Anzeichen der nahenden Apokalypse und kündigten die Ankunft des Herrn an. Dem Untergang folge die Rettung auf dem Fuße. Die marxistische Krisen- und Verelendungstheorie ist ein weltlicher Abkömmling dieser christlichen Erlösungshoffnungen und -gewissheiten, dachte ich. Aber das machte es auch nicht besser. Der Mann begann, mir mit seinem salbungsvollen Gerede auf die Nerven zu gehen, und ich wimmelte ihn mit einer höflichen Floskel ab. „Schön, dass Sie Ihren Glauben haben“, sagte ich, worauf er erwiderte: „Dieser Weg steht Ihnen auch offen. Der Herr wird sie mit offenen Armen aufnehmen.“

\*



*Bild von [Peggychoucair](#) auf [Pixabay](#)*

Nachmittags fahren wir zur Wohnung von Renate. Nächsten Mittwoch ist ihre Beisetzung im Bestattungswald. U will über Pfingsten eine kleine Ansprache vorbereiten. Die Habseligkeiten, die sich im Laufe eines Lebens ansammeln, verwandeln sich nach dem Tod in einen Fall für den Entrümpler. Freunde, Nachbarn und Angehörige plündern den Hausstand, nehmen sich, was sie brauchen können. Der Rest bleibt übrig und verwandelt sich in Müll. Ganze Jahrgänge einer Rattenzeitschrift liegen in einem Schrank. In einem Zimmer stehen noch die Käfige, in denen Renate eine Zeit lang Ratten gehalten hat. Dass sie Ratten hielt, hat möglicherweise auch damit zu tun, dass sie sich in diesen verfeimten Tieren wiedererkannte und Sympathien für sie empfand. Wie bei den Punks, die sich gern mit Ratten auf der Schulter sehen ließen. Spuren eines unter schwierigen Bedingungen gelebten Lebens. „Mit jedem Menschen verschwindet (er sei auch, wer er sei) ein Geheimnis aus der Welt“, schrieb Friedrich Hebbel 1837. Ein Freund hilft uns beim Abmontieren der Musikanlage und des Fernsehers. U überlegt, ob sie die übernehmen will. Eine freundliche Nachbarin, die sich um Renate gekümmert hat, schaut vorbei und fragte nach der Kleiderordnung bei der Beisetzung. Wir einigen uns auf Alltagsklamotten in dezenten Farben. Auf dem Rückweg besuchen wir den Bestattungswald. U möchte den Andachtsplatz in Augenschein nehmen, auf dem sie ihre kleine Ansprache halten wird. Es existiert eine Stele die als Pult dient und ein paar hölzerne Bänke. Anschließend möchte U die Gäste noch einladen. In der drückenden Schwüle steigen Mücken aus dem regennassen Gras und stürzen sich auf uns. Wir ergreifen die Flucht und fahren nach Hause. Über allem liegt die Melancholie des Abschieds. Ich bin seit Tagen von ihr erfasst. Es gibt im Moment wenig Lichtblicke in der Welt.

Anderntags erwache ich vor Tau und Tag. Würde gern nochmal einschlafen, finde aber nicht in den Schlaf zurück. Gedanken kreisen in meinem Kopf, der Tod von Renate hat Ängste auf-

gewirbelt. All das, was zu erledigen wäre und von Tag zu Tag aufgeschoben wird, türmt sich vor mir zu einem unüberwindlich scheinenden Gebirge. Sei Tagen liegt mein angefangenes Testament auf dem Tisch, wie ein heißer Brei, der nicht abkühlen will. Ich umschleiche den Tisch und schiebe es immer wieder auf. Dabei haben wir gerade erfahren, wie wichtig es ist, seine Angelegenheiten zu Lebzeiten zu regeln.

\*\*\*

**W**as wir Linken nach wie vor unterschätzen, sind die Folgen erlittener Kränkungen, individueller sowie kollektiver. Wir denken nach wie vor in Kategorien von Interessen und Einflussphären, Profit und Absatzmärkten. Das alles stimmt natürlich auch, aber eben nur *auch*. Marx und Freud verkörpern jeweils Halbseitenperspektiven, die zusammengeführt werden müssen. An dieser Stelle waren wir schon mal weiter. Die antiautoritäre Revolte hatte die Versuche aus den 1920er und frühen 1930er Jahren wiederbelebt, Marxismus und Psychoanalyse zusammenzubringen, und dabei ganz erstaunliche theoretische Ansätze produziert. Herbert Marcuse war ein Repräsentant dieser Strömung. Er betonte, dass der Marxismus die Subjektivität vernachlässigt habe und das Individuum in ihm lediglich als Repräsentant der Klasse, der es angehört, vorkomme, als Teil der Bodentruppen des links gewendeten Weltgeistes. Paul Parin ergänzte: Für den Marxisten werde der Mensch als soziales Wesen geboren, wenn er die erste Lohntüte in Empfang nimmt. Und das sei entschieden zu spät, bis dahin seien entscheidende familiäre Prägungen bereits abgelaufen und diese begünstigten nicht unbedingt die Ausbildung von Klassenbewusstsein. Die meisten dieser Erkenntnisse gingen in der Phase der Dogmatisierung des Protests wieder verloren und blieben brach liegen. Auch hier finden sich viele lose Enden, die einer neuerlichen Verknüpfung und produktiven Weiterverarbeitung harren.

Der menschliche Narzissmus kann zu einer hochexplosiven Macht werden, wie wir gerade wieder in großem Maßstab in der Ukraine, in kleinerem in Gestalt der sich häufenden Amokläufe erleben. Die vom Westen notorisch ignorierten Kränkungen, die Russland seit dem Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums wegstecken musste, führen nun zu einem grausamen Rachefeldzug gegen ein versetztes Objekt, das es gewagt hat, mit dem Westen zu flirten. Die Psychologie soll und kann nicht den Krieg erklären, aber ohne sie verstehen wir

**Was wir Linken nach wie vor unterschätzen, sind die Folgen erlittener Kränkungen, individueller sowie kollektiver**

**Ohne die Psychologie verstehen wir nicht, wie und warum sich imperialistische Interessenkonflikte gelegentlich blutig und destruktiv zuspitzen**

nicht, wie und warum sich imperialistische Interessenkonflikte gelegentlich blutig und destruktiv zuspitzen und grausam entladen. Die Grausamkeit von Butscha lässt sich in ökonomischen Kategorien allein nicht erklären und begreifen. Die ökonomische Sphäre ist und bleibt, solange wir in einer auf Ware und Geld basierenden und über den Markt integrierten Gesellschaft leben, der, wenn man so will, transzendente Rahmen, in dem sich das Handeln der Akteure abspielt. Peter Brückner hat darauf beharrt, dass, was wahr ist, auch stimmen muss; und damit unsere Versuche der theoretischen Durchdringung der erscheinenden Wirklichkeit stimmen, bedürfen die politökonomischen Erwägungen der Ergänzung durch psychodynamische Erklärungsansätze. Vor allem dann, wenn das menschliche Handeln deutlich irrationale Züge trägt, wie wir es gegenwärtig bei der Verwüstung ukrainischer Städte und Dörfer und der massenhaften Tötung der Zivilbevölkerung erleben, die jetzt bereits seit über 100 Tagen stattfinden.

\*\*\*



Bild von Gordon Johnson auf Pixabay

Seit einigen Wochen lesen U und ich uns Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* vor. Die Wahl dieser Lektüre folgte einer spontanen Eingebung. Es war einfach so weit: endlich Goethe! Anfänglich taten wir uns ein wenig schwer mit der Sprache, aber inzwischen fühlen wir uns in ihr zu Hause und genießen ihren ungewöhnlichen, altertümlichen Klang. Wendungen wie „des anderen Tages“ oder „des andern Morgens“ wandern peu à peu in unseren Sprachschatz ein. Gerade lasen wir, wie die umherziehende Gruppe von Bänkelsängern, Seiltänzern, Gauklern und Schauspielern, der Wilhelm sich angeschlossen hat, statt für das Handelsgeschäft des Vaters Schulden einzutreiben, von Räubern überfallen wurde. Die Zeit zwischen der Französischen Revolution und dem Wiener Kongress war ja die Blütezeit der Räuberbanden, die überall in den deutschen Landen ihr Wesen oder Unwesen trieben. Als Goethe seine Wilhelm Meister-Romane schrieb, also in der 90er Jahren des 18. Jahrhunderts, musste, wer einen Wald durchquerte, damit rechnen, von Räubern angegriffen, ausgeraubt und körperlich malträtirt zu werden. Ich habe mich zum Räuber-Thema unlängst noch einmal geäußert.<sup>1</sup> Wilhelm wird von einem Schuss zwischen der Brust und dem linken Arm getroffen und von einem schweren Hieb auf den Schädel betäubt. Ein zufällig vorbeikommender Wundarzt versorgt ihn notdürftig, und man bringt ihn im nächsten Ort in einem Wirtshaus unter. Die umherziehende Schauspieltruppe zerstreut sich, und Wilhelm setzt nach seiner Genesung seine Lehr- und Wanderjahre allein fort. Geblieben sind ihm von der Gesellschaft nur die Kindfrau Mignon, das Sinnbild des romantischen Geheimnisses und der Sehnsucht nach südlichen Gefilden, und der mysteriöse Harfenspieler.

\*\*\*

---

1 <https://www.heise.de/tp/features/Wenn-s-Hirsebrei-regnet-ham-wir-keinen-Loeffel-6217921.html>

„Weh dem, der keinen Feind hat, denn ich werde  
sein Feind sein am jüngsten Tage.“

(Carl Schmitt)

**D**er Einfluss des deutschen Staatsrechtlers Carl Schmitt auf Putins Denken und Handeln sei enorm, ist verschiedentlich zu lesen und zu hören. Vor allem dessen Begriff von Politik: „Politik heißt, zu bestimmen, wer der Feind ist“, sei zu einem Kernstück der Ideologie des Putinismus geworden. Schmitts Erbe wird in Russland in Ehren gehalten, Vordenker des Putinismus beziehen sich explizit auf ihn, der ja ursprünglich mal der Kronjurist der Nazis ge-



Carl Schmitt, 1917  
PD-alt, Wikipedia

wesen ist. Als souverän setzt sich ein Staat nach Schmitt, indem er den inneren und äußeren Feind bestimmt: „Zum Staat als einer wesentlich politischen Einheit gehört das *jus belli*, d.h. die reale Möglichkeit, im gegebenen Fall kraft eigener Entscheidung den Feind zu bestimmen und ihn zu bekämpfen.“ Schmitts Ausführungen zum Thema finden sich in seiner Schrift *Der Begriff des Politischen*, die 1963 im Verlag Duncker & Humblot in Berlin erschienen ist. Schmitt hatte und hat auch Bewunderer in der Linken. Walter Benjamin war in gewisser Weise von ihm ebenso, wenn auch gebrochen, fasziniert wie später Heiner Müller, für den Schmitts „Theorie des Partisanen“ ein Schlüsseltext war. Nachdem Günter Maschke eine Weile in Kuba gelebt hatte, das ihm politisches Asyl gewährt

hatte, als ihm in Deutschland wegen Fahnenflucht Haft drohte, konvertierte er und wurde ein Vordenker der Neuen Rechten, pilgerte zu Schmitt und edierte Schmitts Schriften. Heiner Müller berichtete, Maschke habe mal zu ihm gesagt: „Aus der DDR-Revolution kann nichts werden, weil keine Leichen die Elbe hinabgeschwommen sind, von Dresden nach Hamburg.“ Was Heiner Müller über Ernst Jünger sagte, gilt mutatis mutandis auch für Carl Schmitt und viele andere Rechte bis auf den heutigen Tag: „Bevor Frauen für ihn eine Erfahrung sein konnten, war es der Krieg.“ Ich habe am Beispiel der Antipoden Ernst Jünger und Ernst Toller einmal die grundlegend verschiedenen Reaktionen auf die Erfahrung des Krieges zu beschreiben versucht. Jener heroisiert den Krieg und die Gewalt, jener schlägt sich auf die Seite der gequälten Kreatur und des Lebens. Man findet meine Anmerkungen zu den Jünger und Toller im Kapitel *Stahlgestalten - Exkurs zur Psychodynamik des „Weißen Terrors“* meines Buches *Zwischen Anarchismus und Populismus*, Gießen 2018, Seite 369 ff.

\*\*\*

*„Wir fragen immer, ob es ein Leben nach dem Tod gebe. Wir sollten fragen: gibt es ein Leben nach der Geburt?“*

*(Samuel Beckett)*

**H**eute findet die Beisetzung von Renate statt. Ursula seufzte eben nach dem gemeinsamen Frühstück: „Was ist mir plümerant!“ Sie will gleich ihre Ansprache noch einmal durchgehen, die sie aus Gründen der Angstminderung in den letzten Tagen schriftlich ausformuliert hat. Bei den Beerdigungen ihrer Eltern hatte sie einen Grabredner angeheuert, der seine Sache aber derart schlecht und gelangweilt erledigte, dass sie sich dazu durchgerungen hat, es bei ihrer Schwester lieber selbst zu machen.



Bild von [Goran Horvat](#) auf [Pixabay](#)

So gegen 12 Uhr werden wir zum Bestattungswald fahren, der eineinhalb Kilometer von Renates Wohnung entfernt unterhalb des Klosters Schiffenberg liegt. Ein paar Freundinnen und Nachbarinnen haben ihr Kommen zugesagt. Ein Vertreter des Bestattungsinstituts wird dabei sein und die Urne mitbringen und uns später den Baum zeigen, an dessen Stamm diese in den Bo-

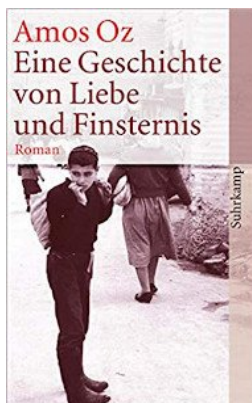
den gesenkt wird. Ursula hat für jeden eine Rose besorgt, die man auf die Urne legen kann. Anschließend will Ursula die Gäste in ein nahe gelegenes Café einladen.

Die Beisetzung verlief zu Ursulas und aller anderer Teilnehmer Zufriedenheit. Wir versammelten uns auf einer kleinen Lichtung im Wald, auf der ein paar Basaltstelen und hölzerne Bänke stehen. Zunächst hörten wir die Cello-Suite von Bach, dann trug Ursula ihre sehr gelungene kleine Rede auf ihre Schwester vor. Im Abschluss brach die Trauergesellschaft zu dem Baum auf, den die Friedhofsbehörde Renate zugewiesen hat und an dem bereits auf einem kleinen Schildchen ihr Name angebracht war. Ein Mitarbeiter ließ die Urne ins ausgehobene Loch hinab, jeder warf eine Schaufel Erde auf die Urne und legte dann eine Rose drauf. Dann beschlossen wir, ein Eiscafé im Nachbarort aufzusuchen und uns dort noch eine Weile zusammensetzen. Der Wirt stellte ein paar Tische zusammen und servierte die gewünschten Getränke und Eisbecher. Es war eine freundliche, angenehme Runde aus ganz unterschiedlichen Menschen, die sich da versammelt hatte. Nach ungefähr einer Stunde brachen wir auf und fuhren noch einmal in Renates Wohnung, wo noch viel zu tun ist in der nächsten Zeit. Zu ihrem Schrecken entdeckte Ursula noch einen ganzen Stapel Briefe und Papiere, die sie noch sichten muss.

\*\*\*



Zwei Häuser weiter hockt eine ältere Russin Tag für Tag auf dem Balkon, raucht und brüllt in ihr Handy hinein, als gelte es, die Distanz zu Kasachstan stimmlich zu überbrücken. Die heutigen Babuschkas sind auch nicht mehr das, was sie mal waren. Whatsapp und Flatrates sind eine echte Katastrophe. Viele Gespräche, die sich heute über Stunden hinziehen, wären früher aus Kostengründen gar nicht geführt oder rasch beendet worden.



Suhrkamp Verlag, 3/2008  
Tb, 828 S., 13 €  
ISBN: 978-3518459683

In Amos Oz' Buch *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis* kann man nachlesen, wie das Telefonieren noch vor wenigen Jahrzehnten vonstattenging. Da weder Amos Oz' Eltern noch die Familie in Tel Aviv ein eigenes Telefon besaßen, mussten Telefongespräche Wochen vorher verabredet werden. „Als erstes schrieben wir einen Brief an Tante Chaja und Onkel Zvi, um ihnen mitzuteilen: Am 19. des Monats, das ist ein Mittwoch, und mittwochs hat Zvi schon um drei Uhr Dienstschluss bei der Krankenkasse, rufen wir um fünf Uhr nachmittags von unserer Apotheke in eurer Apotheke an. Der Brief wurde lange im Voraus abgeschickt, und dann warteten wir auf Antwort. In dem Antwortbrief versicherten uns Tante Chaja und Onkel Zvi, Mittwoch, der 19., sei ihnen sehr recht, und sie würden selbstverständlich kurz vor fünf Uhr in der Apotheke sein, aber wir sollten uns keinerlei Sorgen machen, falls es bei uns etwas nach fünf würde, sie liefen bestimmt nicht weg.“ Der Gang zur Apotheke war ein feierliches Unternehmen und man zog seine besten Kleider an. Schon am Sonntag davor sagte der Vater, dass alle daran denken sollten, dass man am Mittwoch in Tel Aviv anrufen werde. Schließlich in der Apotheke angekommen, musste man sich von einer Telefonistin verbinden lassen und nach einer längeren Wartezeit kam endlich die gewünschte Verbindung mit der Apotheke in Tel Aviv zustande. Das lang vorbereitete und heiß ersehnte Gespräch verlief dann relativ läppisch: „Wie geht es euch? Gut. Nu, dann werden wir bald wieder sprechen. Gut, euch zu hören. Auch gut, euch zu hören. Wir werden schreiben und den nächsten Termin vereinbaren. Wir werden sprechen. Ja, auf jeden Fall. Bald. Auf Wiedersehen. Und passt auf euch auf. Alles Gute. Euch auch.“ Amos Oz resümiert: „Dieses scheinbar leere Gespräch war keineswegs leer – es war nur karg.“

Warum ich mir die Mühe gemacht habe, diese Passage zu zitieren und einen Exkurs in die nahe Vergangenheit zu machen? Um zu zeigen, mit wie viel planerischem Aufwand vor zwei Generationen ein schlichtes Telefonat verbunden war, wie viel Vorbereitung, Langsicht und Gedächtnisarbeit es erforderte. Noch in meiner Studienzeit riefen wir unsere Eltern zu vorher vereinbarten Zeiten von Telefonzellen aus an, vor denen sich Schlangen von Wartenden bildeten. Die Rücksicht auf die Wartenden und der chronische Geldmangel sorgten dafür, dass man sich in der Regel kurz fasste und auf das Nötigste beschränkte. Ansonsten gingen Briefe hin und her. Wie lang ist es her, dass ich den letzten richtigen Brief bekommen und selbst geschrieben habe? Heute wird drauflosgequatscht und fotografiert, was das Zeug hält, wo man

geht und steht, rund um die Uhr. Der große amerikanische Schriftsteller Philip Roth war Zeuge, wie der *homo sapiens* zum *homo telephonans* mutierte und fragte: Wie haben die Menschen es vor noch nicht allzu langer Zeit ausgehalten, allein und unüberwacht durch die Straßen zu gehen, die Umgebung mit ihren Sinnen wahrzunehmen oder still den Gedanken nachzuhängen, zu denen man durch das städtische Treiben angeregt wird? Können die Menschen die Erfahrung des Getrennt- und Alleinseins nicht mehr ertragen?



Psychosozial-Verlag,  
5/2020, Tb, 378 S., 34 €  
ISBN: 978-3837929836

Der Psychoanalytiker D. W. Winnicott hat in seinem Buch *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt* (Frankfurt/Main 1984, S. 36 ff) die Bedingungen beschrieben, unter denen die *Fähigkeit zum Alleinsein* sich ausbilden kann. Die Fähigkeit, allein sein zu können, kann sich nur dann entwickeln, wenn ein Kind die verlässliche, leibliche Anwesenheit von Erwachsenen spürt, die im Stadium der Abhängigkeit und psychischen Desintegration als *Hilfs-Ich* fungieren und Schutz vor der ansonsten aufflackernden Angst gewähren. Später wird ein solches Kind fähig, auf die wirkliche Anwesenheit der Mutter oder Mutterfigur zu verzichten, weil es eine innere Umwelt errichtet hat, die die äußere Stützung tendenziell überflüssig macht. Schon diese

wenigen Andeutungen vermitteln uns eine Ahnung, dass in der sogenannten Medien- und Informationsgesellschaft, in der Computer, Handys und flackernde Bildschirme schon die frühe Umwelt der Kinder bestimmen und den Takt vorgeben, die Bedingungen für die Ausbildung der *Fähigkeit zum Alleinsein* schwächer werden oder gar absterben. Für unsere Handyjunkies scheint es nichts Bedrohlicheres zu geben, als einmal für eine Stunde von ihm getrennt und allein zu sein. Aus dem Alleinsein steigen Ängste und Gefühle der Leere auf, die nur durch permanentes Online-Sein gebannt werden können. Blaise Pascal würde das Telefonieren zu den zeitgenössischen „Zerstreuungen“ zählen, die uns vor Langeweile, Düsternis, Trauer, Kummer, Verdruss und Verzweiflung bewahren und vom Nachdenken abhalten sollen.



Bild von [analogicus](#) auf [Pixabay](#)

\*\*\*

**W**as eine richtige Babuschka ist, kann man seit einer Woche im Nachbarhaus beobachten. Seit eine Dreigenerationen-Flüchtlingsfamilie aus der Ukraine eingezogen ist, ist dort eine verschärfte Form der Sauberkeit eingekehrt. Jeden Vormittag kehrt die Großmutter mit zwei Enkelinnen den Hof. Nichts entgeht ihrem Besen, noch das kleinste Blättchen landet auf dem Kehrblech und wird zur Abfalltonne getragen. Sie stammen sichtlich aus einer anderen Zeitzone und sind noch nicht vom Konsumismus und vom Handywahnsinn befallen. Manchmal sitzen sie im Hof auf einer Bank und reden einfach miteinander.

\*\*\*

**E**rneut hat sich eine amokartige Tat ereignet. An der Tauentzienstraße in Berlin ist am Mittwochvormittag (8. Juni 2022) gegen zehn Uhr dreißig ein 29-Jähriger mit seinem Auto mit großer Geschwindigkeit in eine Menschengruppe gefahren und anschließend nach dem Zusammenstoß mit einem anderen PKW im Schaufenster einer Parfümerie gelandet. Die Menschengruppe bestand offenbar überwiegend aus einer Schulklasse aus Nordhessen. Er verletzte insgesamt 31 Menschen, darunter zahlreiche Schüler, ihre 51-jährige Lehrerin starb. Vom Täter heißt es, er sei Deutsch-Armenier und weise eine beträchtliche Anzahl von Vorstrafen aus dem Bereich Körperverletzung auf. Er wurde von Passanten gestellt und festgehalten, bis die Polizei ihn festnehmen konnte. Wegen der Nähe des Tatorts zum Breitscheidplatz, wo im Jahr 2016 bei einer Amokfahrt auf dem Weihnachtsmarkt dreizehn Menschen getötet worden waren, erwog man anfangs die Möglichkeit eines terroristischen Anschlags. Inzwischen gehen die Behörden aber eher von einem „psychisch gestörten Einzeltäter“, also einer amokartigen Tat aus. Am Tag drauf hieß es in den Nachrichten, der mutmaßliche Täter sei auf Anordnung der Staatsanwaltschaft vorläufig in die Psychiatrie eingewiesen worden. Es bestehe der Verdacht einer „paranoiden Schizophrenie“. Ich habe mich zum Thema Amok per Automobil anlässlich der Amokfahrten von Trier im Dezember 2020, bei der fünf Menschen starben und zehn weitere verletzt wurden ([Teil 18 der DHP](#)), und Volkmarshausen im Februar 2020 geäußert, als ein ebenfalls 29-Jähriger in den Rosenmontagszug raste und dabei rund 60 Menschen verletzte, darunter auch eine größere Anzahl von Kindern. (Narziss und Nazis, junge Welt vom 11. März 2010) Über das Automobil als Waffe und Mittel zur Realisierung homozidaler Tendenzen habe ich mich in einem Text geäußert, der *Von Orlando bis München: Amok oder Terror?* heißt und im dritten Band meiner *Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus* (Seite 202 ff) enthalten ist, der 2018 unter dem Titel *Zwischen Anarchismus und Populismus*<sup>2</sup> erschienen ist.

\*\*\*

---

2 <http://www.polkowski-verlag.de/content/titel/zwischen-anarchismus-und-populismus>

**E**s gibt einen neuen Stadtpsychotiker. Laut redend zieht er die Mülltonnen, die die Müllmänner nach der Leerung am Straßenrand stehengelassen haben, auf den Gehweg zurück. Ich weiß nicht, ob er das in der ganzen Stadt tut, bei uns in der Straße erledigte er diese Aufgabe jedenfalls gründlich. Offenbar kann er den Anblick der verstreut und unsystematisch herumstehenden Tonnen nicht ertragen. Jeden seiner Schritte kommentiert er: „Das ist ja unglaublich: Da steht die gelbe Tonne hier einfach so zwischen den Autos. Die gehört doch an die Hauswand zurückgeschoben!“ Zumindest für den heutigen Tag hat er eine echte Aufgabe. Wenn die Tonnen wieder in Reih und Glied an der Hauswand stehen, wendet er sich ab und dem nächsten Tonnen-Wirrwarr zu. Wie heißt es irgendwo bei Brecht: Wo kein Sinn ist, muss wenigstens Ordnung herrschen.

\*\*\*

**U**m Renates Handyvertrag zu kündigen, habe ich gestern zum ersten Mal in meinem Leben einen Handyladen betreten. Es wird auch das einzige Mal bleiben.

\*\*\*

**I**ch habe es letztes bereits geschrieben: Die schizoide Großwetterlage animiert zu weiteren Amoktaten. Zwei Tage, nachdem in Berlin ein Mann mit seinem Auto in eine Schülergruppe gerast ist, hat am 10. Juni 2022 gegen 15:30 Uhr ein 34-jähriger Mann auf dem Gelände der Hochschule Hamm-Lippstadt mit einem Messer auf Studierende eingestochen und vier Menschen zum Teil schwer verletzt. Eine 30-jährige Lehrbeauftragte aus Essen erlag später ihren Verletzungen. Es gelang den Studenten, den Täter zu überwältigen. Die Motive und Hintergründe der Tat sind gänzlich unklar. Auch dieser Täter gilt als Fall für die Psychiatrie. Es gebe Hinweise auf eine psychische Erkrankung.

Eben lese ich in der Samstagsausgabe unserer Lokalzeitung, dass ebenfalls am Freitag bei einer Messerattacke an einer Esslinger Grundschule eine 61-jährige Betreuerin und ein kleines Mädchen schwer verletzt wurden. Der Täter floh und ist noch nicht gefasst. Über seine Identität und seine Motive ist nichts bekannt. Unklar ist auch, ob zwischen Täter und Opfern eine Beziehung besteht.

Am Freitagabend wurde der mutmaßliche Täter in Stuttgart festgenommen. Es handelt sich um einen 24-jährigen Mann, der seine Opfer zufällig wählte. Ein politisches Motiv wird bislang ausgeschlossen.

Als ziemlich genau vor einem Jahr ein Mann in Würzburg mit einem Messer auf Kundinnen eines Kaufhauses einstach und drei von ihnen tötete, habe ich für Telepolis einen Text zur „Konjunktur der Messerattacken“ und die Geschichte des Amoklaufs geschrieben<sup>3</sup>.

\*\*\*

---

3 <https://www.heise.de/tp/features/Wuerzburg-Amok-oder-Terror-6121294.html>

*„Wir dürfen nicht warten, bis das Gemeinwesen verrottet ist und die moralische Verkrüppelung ein gesellschaftliches Betriebsklima geschaffen hat, das die Mühe um Anstand und politische Urteilskraft immer beschwerlicher und vielfach aussichtslos werden lässt.“*

*(Oskar Negt)*

**I**m Bundesrat sagte im Kontext der Diskussion über eine mögliche „Übergewinn-Steuer“ eine Vertreterin der FDP: „Wenn der Staat hier eingreift, könnte der Eindruck entstehen, wir gingen gegen Marktgesetze vor.“ Wenn der Markt es den Ölkonzernen ermöglicht, mitten in der Krise obszöne Gewinne in Milliardenhöhe zu erzielen, dann haben wir das zu respektieren. Der Markt in seiner Weisheit wird das irgendwann schon wieder korrigieren. Nicht umsonst hat sich die FDP das Finanzressort ausbedungen - zu Nutzen und Frommen des Kapitals. Moral ist ein Fremdwort im Sprachschatz des Geldes.

Ein Sprecher der Wirtschaftsverbände kommentierte eine von Robert Habeck und der Bundesregierung erwogene Verschärfung des Kartellrechts. Die von der Regierung verfügte Steuersenkung für Kraftstoffe wurde nicht an die Kunden weitergegeben, zu deren Entlastung sie gedacht war, sondern landete in den Kassen der Ölkonzerne. Habeck möchte das Kartellamt ermächtigen, gegen solchen Missbrauch wirksam vorgehen zu können. So etwas verunsichere die



*Bild von [Gerd Altmann](#) auf [Pixabay](#)*

Wirtschaft und öffne der Willkür Tür und Tor, war von Seiten der Wirtschaftsverbände sofort zu hören. Wenn es jemandem zusteht, willkürlich zu verfahren, dann den Konzernen! Jede Gelegenheit wird genutzt, um den Profit zu steigern. Das ist das angestammte Recht der Ölkonzerne, die sich vor lästiger Konkurrenz durch Absprachen schützen. Auch wirkliche Konkurrenz ist schädlich für die Preisentwicklung. Seit Jahren können wir eine Refeudalisierung der bürgerlichen Gesellschaft beobachten. Eine ständig kleiner werdende Gruppe von Superreichen nimmt sich das Recht heraus, über das Wohl und Wehe der Gesamtgesellschaft zu entscheiden. Die über gewisse Zeitstrecken funktionierende und auch halbwegs friedliche Koexistenz von Kapitalismus und Demokratie bröckelt, der Kapitalismus beginnt, der Demokratie das Mark aus den Knochen zu saugen. Oskar Negt ist nicht müde geworden, darauf hinzuweisen, dass Demokratie nicht ohne Demokraten auskommt, ja eigentlich von ihrer Existenz und ihren Eigenschaften und Fähigkeiten lebt. Aber die Bedingungen für die Erzeugung von Demokraten werden immer ungünstiger, das kritische Urteilsvermögen pfeift dank Internet

und der sogenannten sozialen Medien auf dem letzten Loch. In ihrer Zerfallsphase erzeugt die bürgerliche Ordnung nur noch Dummheit, Resentiment, moralische Verwilderung und blinde Gewalt. Und weit und breit ist keine Gruppierung in Sicht, die diesem Zerfall eine emanzipatorische Wendung geben könnte. Das ist das Schlimmste an der gegenwärtigen Lage. Wir erleben die fast gespenstische Selbstzerstörung einer bestimmten Gesellschaftsformation, die in ihrem Zusammenbruch uns alle zu verschlingen droht.

**Wir erleben die fast  
gespenstische  
Selbstzerstörung einer  
Gesellschaftsformation, die  
in ihrem Zusammenbruch  
uns alle zu verschlingen  
droht**

\*\*\*

**D**as gurgelnde Dauergeräusch aus Renates Lunge geht mir nach. Sie hatte keine Kraft mehr, sich durch Husten vom Schleim zu befreien und röchelte jämmerlich. Gestern sind wir, nachdem wir ihren Rollstuhl und ein Dekubitus-Kissen aus dem Pflegeheim geholt haben, noch einmal zu ihrem Baum im Bestattungswald gegangen. U denkt unentwegt an ihre Schwester. All das Versäumte und nun nicht mehr Nachzuholende beschäftigt sie Tag und Nacht. Im Altersheim gerieten wir in die Abendandacht. Ein Pfleger stimmte auf dem Klavier Lieder an und die Insassen sangen mit ihren dünnen und brüchigen Stimmen mit, wenn sie dazu noch in der Lage waren. Wieder meldete sich bei mir der Wunsch, so etwas nie erleben zu müssen und nicht in eine solche Situation zu geraten. Doch wie stellt man's an?

\*\*\*

**W**as könnte schöner sein als ein Sonntagmorgen am sommerlichen Fluss? Alles ist noch still, die Autos stehen noch in den Garagen, die Leute hocken beim Frühstück oder schlafen noch. Zum ersten Mal in diesem Jahr riecht man beim Verlassen des Hauses den Sommer. Der Himmel ist tiefblau, der Wind saust im Laub der großen Bäume, die das Flussufer säumen. In ihren Kronen hängt hier und da noch ein Fetzen Nebel, der in der Nacht aus dem Fluss aufgestiegen ist. Von der Brücke aus werfen wir einen ersten Blick auf den Fluss. Ein früher Ruderer treibt sein Boot mit ruhigen Schlägen flussaufwärts. Wir fahren auf unseren Rädern den Uferweg entlang und staunen und freuen uns, dass wir am Leben sind. Dass das keineswegs selbstverständlich ist, darüber haben uns die letzten Tage und Wochen belehrt. Am Steg stellen wir unsere Räder ab, setzen uns und lassen die nackten Füße ins Wasser baumeln. Ein paar Meter neben uns hockt ein Reiher auf einem Ast und wartet geduldig auf Beute. Eine Nachtigall singt. Von weiter weg dringen die Rufe eines Kuckucks zu uns her. Dann steigen wir in den Fluss. U schwimmt in die eine Richtung, ich in die andere. Zwei Schwäne



*Bild von Adrian Campfield auf Pixabay*

ziehen mit mächtigem Brausen über uns hin. Fast gleichzeitig treffen wir wieder am Steg ein und trocknen uns ab. Irgendwann bekommen wir Lust aufs Frühstück und fahren in die Stadt zurück. Die Glocken rufen gerade die noch verbliebenen Kirchgänger zum Gottesdienst. Sie verströmen einen strengen Geruch nach Deo oder Parfüm. Das Trinken aus der Kaffee-Schale zeichnet mir einen Schnurrbart aus Milch und Kakao auf die Oberlippe. An schlechteren Tagen sieht U in so etwas ein Zeichen einer altersbedingten Verblödung oder Verwahrlosung, heute kann sie darüber lachen. Die Mauersegler rasen kreischend um den Block, Us kleiner Spatz tschilpt und wartet darauf, dass sie nach ihm schaut. Das scheint sich zu einem Spiel zwischen den beiden entwickelt zu haben. Schaut sie nach ihm, fliegt er auf und verschwindet für eine Weile. Dann kehrt er zurück, und das Spiel beginnt von Neuem.

\*\*\*

**D**ie Epidemie amokartiger Taten hält an. In Mannheim soll am Sonntag, den 12. Juni ein 36-jähriger Mann zunächst seinen Vater getötet haben und anschließend mit seinem PKW in eine Gruppe von Radfahrern gefahren sein. Eine 71-jähriger Radlerin kam dabei ums Leben. Der mutmaßliche Täter flüchtete dann zu Fuß und sprang in den Rhein, aus dem ihn die Polizei herauszog und festnahm. Auch in diesem Fall scheint kein politisches oder religiöses Motiv vorzuliegen.



### Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Arbeiterkinder hätten aber auch dann ein Recht auf Bildung, wenn die Verwertung ihrer Arbeitskraft keinen besonderen ökonomischen Nutzen brächte Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab' ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

### Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

#### Kontakt:

[goetz\\_eisenberg@web.de](mailto:goetz_eisenberg@web.de)

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEWertschaftsMAGAZIN](#)